

www.e-rara.ch

Die Laterne und andere Novellen

Schaffner, Jakob

Berlin, 1907

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: UBH BLA Schaffn 3 Ed 2

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-95213>

Die Schrift

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Die Schrift

Es ist nicht von hervorragender Wichtigkeit, daß vor kurzem mein Großvater mütterlicherseits gestorben und bald darauf die Erbteilung vor sich gegangen ist. Und obwohl er ein ehrenwerter Mann war und sein langes, zeitweise sehr kurzweiliges Leben des Interessanten viel enthält, will ich doch nicht weiter von ihm sprechen. Von der Erbteilung will ich auch nur vermelden, daß ich zugunsten meiner Verwandten, die noch ärmer sind als ich, auf meinen Anteil verzichtete und mir allein das Alte Buch dafür ausbat.

Das Alte Buch ist eine uralte Handschrift, die meinen Verwandten nichts genügt hätte, weil sie sie nicht hätten lesen können, die aber schon lange ein Ziel meiner Wünsche war. Daß ich sie nicht schon bei Großvaters Lebzeiten ihm selber abgebetelt habe, hat seinen Grund darin, daß ich mir vorstelle, ich als achtzigjähriger Mann würde wütend, wenn mich wer ans Sterben und Vermachen erinnerte.

Das Alte Buch enthält alles, was meinem Urahnen mütterlicherseits in seinem Leben von besonderer Bedeutung zugestossen ist; und dessen ist viel, denn er bewegte sich in einer belebten Zeit und wurde sehr alt darin. Ob nun gleich alles der Beachtung sehr wert ist, so scheint mir doch eines einer weiteren Bekanntgabe besonders würdig zu sein, ja, indem ich veröffentliche, was mein Urahne von einem Mitmenschen berichtet, der zu mehreren Malen seinen Pfad gekreuzt hat, glaube ich recht einen Willen von ihm zu befolgen.

Der Markustag hat es in sich. Am Markustag bin ich getauft; am Markustag ist mein Vater gestorben; am Markustag haben sie mich hier in Amt und Würden gesetzt, und gestern am Markustag ist mir eine überaus verwunderliche Geschichte widerfahren. Ich kam aus dem Rathaus und trat nur eben auf die Straße hinaus, so stand ein Mensch vor mir, plötzlich, wie aus dem Boden heraufgewachsen, und starrte mir ins Gesicht. Als ich ihm ins dunkle Auge sah, klangen mir wundersamerweise alte vergessene Lieder durch den Sinn und ein fröhliches Lachen lautete drüber hin. „Liberius!“ fuhr es mir durch den Sinn und aus dem Mund. „Liberius! Ja du bist's! Liberius, Gott grüße dich. Gerade recht kommst du; meine Hildegard wird nach meiner Rechnung soeben anrichten. Du bist mein Gast, und wenn's draußen Keschlegel hagelte!“

So etwa rief ich in meiner Herzensfreude, denn ich habe ihn gern gemocht, und habe den jungen Scholaren darum auch angelegentlichst meinem Bruder Professor ans Herz gelegt, als ich von der Hochschule abzog. Zu alledem sagte er aber nun kaum ein Wort; lachen wollte er gar nicht. So sah ich denn gleich, daß hier etwas nicht in Richtigkeit war, tat aber nicht, als hätte ich etwas Betrübliches bemerkt, fuhr vielmehr fort, Heiterkeit zu machen.

Derweilen kamen wir vor meinem Hause an. Er ließ sich willig hineinführen und gab sich sogar Mühe, vor meiner Frau fröhlicher zu scheinen; er schaute sie aber nicht recht an, sonst wäre er's in Wirklichkeit geworden. Meinen Kindern sagte ich, das sei nun der gute lustige Onkel Liberius, von dem ich ihnen schon

oft erzählt hätte; sie wollten es aber nicht recht glauben und schienen froh zu sein, als sie ihre Händchen aus seiner Rechten wieder frei hatten.

Als wir jedoch zu Tische saßen, kam doch einigermaßen ein Gespräch zustande. Liberius wurde zugänglicher; denn wenn ein Mensch sich nur dazu herbeiläßt, Speise anzunehmen, so nimmt er bald auch Freundlichkeit an. Wir waren eben im besten Plaudern, da bekommt meine Frau den Einfall, eine Frage an ihn zu stellen, die ich gerade deswegen vermieden hatte, weil ich fürchtete, daß dort der wunde Punkt sei. „Und wie geht es der schönen Hartwig, sicherlich jetzigen Frau Doktor? Wo habt Ihr die gelassen?“ fragte sie, indem sie mit einer Schüssel von der Küche herkam. „Du lieber Gott, am Ende ist er schon bald Großvater!“ setzte sie scherzend gegen mich gewendet hinzu. Er aber schüttelte mit zusehends verdüsterter Miene den Kopf und machte gegen meine Frau eine abwehrende Gebärde, die in ihrer wortlosen Sprache uns schärfer ans Herz griff, als es alle Worte vermocht hätten.

„Also wirklich!“ sagte ich; dann rückte ich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das sollst du uns nachdem erzählen, Liberius. Hast du von uns das Gastmahl angenommen, so mußt du uns auch zugestehen, daß wir dir die Füße waschen und die überflüssige Last abnehmen.“

Als dann die Kinder fort waren und wir uns bei einem Glase Wein und süßem Gebäck gegenüber saßen, meine Frau nebenan mit einem zerrissenen Höslein meines Ältesten, fing er, der bisher kein Wort mehr geredet hatte, von selber an zu erzählen.

Es gibt Menschen, die von vornherein bestimmt sind, glücklich zu werden, sie können gar nicht anders; die dümmsten Streiche und gefährlichsten Seitensprünge schlagen ihnen zum Glück an. Andre gibt es dann aber, die sich das Schicksal von Anfang herausgenommen hat, um sie krumm und elend zu machen. Zu welcher Klasse ich gehöre, wird dir nicht mehr dunkel sein. Sollte indessen die Vorsehung einen vernünftigen Zweck damit verfolgen, so will ich mich immer noch bescheiden.

Ihr habt mich um Nachricht von der schönen Hartwig ersucht, Frau Bürgermeisterin. Ich bin euch die Antwort noch schuldig; das ist unhöflich; Ihr sollt aber zu eurem Recht kommen.

Als wir voneinander am Grenzstein schieden, Flavian, sagtest du zu mir: „Liberius,“ sagtest du, „du gehst auf einem guten Weg; wo dir das Sternenlicht aus Hartwigs Augen hinleuchtet, da darfst du ruhig deinen Fuß setzen.“ Sternenlicht sagtest du. Warum sagtest du nicht Sonnenlicht? Das ist ein Unterschied, nicht wahr? — In der That, während er das sagte, wurde mir's klar, daß ich nicht hätte Sonnenlicht sagen können; es war eben Sternenlicht. Aber welch ein mildes, tiefes, reines Sternenlicht! Liberius trank sein Glas leer auf eine Art, die mir sagte, daß ihm die Gepflogenheiten der Herberge und der Schenke keineswegs mehr fremd waren. Dann fuhr er fort.

Als du mich nun allein gelassen hattest — denn dein Bruder Professor kommt für die Menschheit nur in Betracht, wenn er hinter dem Katheder steht und

das Räderwerk seiner Vorlesung abschnarren läßt —, da fragte es sich, ob Hartwig nun das bieten könne, was du von ihr erwartetest und ich bedurfte. Sie mußte mir dich ersetzen und mußte mir auch geben, was du mir nicht zu geben hattest, denn es ist am Ende kein Verdienst, einen schönen jungen Menschen zu lieben und ihm treu zu sein. Einem Menschen aber das sein, was ihm eben zum vollen Menschen fehlt, das ist es, was die Liebe wertet und ihr Gehalt gibt. Und Hartwig bestand diese Probe sieghaft.

Es hat nie etwas gegeben, worüber ich mit ihr nicht hätte reden können und dem ich mit ihrer Hilfe nicht auf den Grund seines Wesens gedrungen wäre. Sie vermochte mir in meinen Fächern mit der gleichen Leichtigkeit zu folgen, mit der sie ihres Vaters Baupläne aus seinem Kopf aufs Papier übertrug. Was wir in der großen Menge weitausgebreitet in seinem komplizierten Getriebe vor uns sahen und vergebens in einen logischen Begriff zu bringen suchten, das übersah ihr klares Auge mit einem Blick, wobei es ihr zustatten kam, daß ihr die Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten nicht wie uns wiederum Stoff zu neuerlichen Fragen gab. Wo wir uns umsonst mühten, für den Bruch $\frac{33}{49}$ eine einfachere Nennung zu finden, ohne dem differierenden Neunundvierzigstel zu nahe zu treten, da sagte sie frischweg „Zweidrittel“ und hatte auch recht; denn im Leben nützen sich nicht nur Griffel und Tafel ab, sondern auch die Faktoren sind nicht durchaus unveränderlich. Ich stellte also die Rechnungen auf und brachte sie herbei, wenn ich

irgendwo anstand, sie ließ ihr Sternenlicht darüber scheinen, und sie waren gelöst.

Schwerer vermochte sie sich mit moralischen Brüchen abzufinden; hier verriet sie einige Unsicherheit, weil oft Herz und Verstand miteinander in Widerstreit traten; trotzdem war auch hier nicht zu verkennen, daß sie einen geraden Weg unverrückt verfolgte, den Weg der Gerechtigkeit. Sie wußte nichts von der Liebe, von der großen sündigenden, verzeihenden, begreifenden Liebe; bei ihr sündigte die Verderbtheit, begriff etwa der Verstand und verzieh Gott, Gott allein.

Doch gerade diese Seite ihres kristallklaren Wesens will ich nicht beschreiben, sintemalen meine Geschichte sie viel anschauerlicher beleuchten kann.

Eines Abends kamen wir unter tiefsinnigen Gesprächen von einem Spaziergang in die Stadt zurück. Wir verhandelten über Religion; sie summierte sich dahin, daß dem Menschen Religion gegeben sei, damit er gut bliebe oder, so er schlecht geworden, wieder gut werde. Es stehe in jedermanns Hand, gut oder schlecht zu sein, gleichwie wir immer die freie Wahl hätten, die Wahrheit oder die Unwahrheit zu sagen. Eine schlechte That sei immer durchweg zu verdammen und der Täter werde durch den Willen dazu, der von ihm ausgegangen sei, eins mit der That. Wir hätten das Recht, den Täter zu strafen, zu verachten, so lange, bis er sich bessere; dann trete er wieder in den Kreis unserer Liebe.

Ich schüttelte den Kopf dazu und meinte, das sei allerdings Religion, aber nicht die von Christus gelehrt, sondern ihre, Hartwigs Privatreligion, auch

gefalle mir Christi Religion besser, wollte auch nicht zugeben, daß Gutes tun und Böses tun so schlankweg in der Hand des Menschen liege. „Hingen nicht zwei Schwächer neben Christus? Erzitterten nicht beider Kreuze gleichmäßig von dem gewaltigen Atemzug der Erlösung, der durch die ganze Natur einem Sturmwind gleich dahinfuhr? Und hat selbst Christus mit seiner weltbewegenden Gegenwart von beiden Schwächern mehr denn nur einen von ihnen retten können? Und du schreibst unserm Pfaffendogma eine größere Kraft zu, als der unmittelbaren Nähe des sterbenden Erlösers?“

In meine letzten Worte hatte sich bereits das ferne Lärmen einer großen Menschenmenge gemischt. Indem wir näher kamen, wurden wir von kleinen Truppen aufgehalten oder zur Seite gedrängt und bald war das Vorwärtskommen sehr beschwerlich. Die Ursache von dem Auflauf war, daß man den Pranger wieder einmal aufgerichtet hatte. Es prangte aber durchaus nicht, was ausgestellt war, wenigstens nicht vor Verderbtheit. Es war ein junges Paar, das hier der öffentlichen Verspottung anheim gegeben war. Das Mädchen trug einen Strohkranz auf dem Kopf, und mit Stroh waren ihre Zöpfe geflochten. Bleich vor Scham und Jammer, hing sie halb ohnmächtig in den hängenen Stricken. Der Bursche hatte ein offenes Gesicht und schaute mit seinen blauen Augen trotzig in die Menge. Hie und da richtete er auch ein freundliches Wort der Ermutigung an sein blasses Liebchen, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er sie später für die erlittene Unbill wohl reichlich getröstet hat, denn es war ein wackerer Bursche.

Hartwig schaute auf die erbärmliche Gruppe und wußte im Anschluß an unser voriges Gespräch wohl nicht, was sie dazu sagen sollte. Ich half ihr. Ich zeigte ihr die belfernde Krämersfrau, die jeden Morgen in der Kirche zu Duzenden von Malen das „Herr erbarme dich unser!“ herplapperte. Ich wies ihr den Apotheker unter seiner Ladentür, der seine Stimme nach Kräften unter das Töhlen der Menge mischte und sonst im Geruche großer Wohltätigkeit und christlicher Gesinnung stand. Ich machte sie auf das mißtönige Gespräch zweier Nachbarn aufmerksam, die große Stücke auf ihren reinen evangelischen Glauben hielten. Und dann nahm ich sie bei der Hand und führte sie weg, um am Ufer des Flusses hinauf wandelnd ihr zu zeigen, was Liebe ist, was der Feh! dieser beiden Unseligen war, und wie unsere Religion ein Loch hat, ein Loch, vom Feuer der Scheiterhaufen hineingebrannt und von den Schwertern unserer Eiferer auch nicht eben geheilt. Es ist gut, daß in diesem zerfetzten Religionsgewand eine Holzpuppe und nicht der Leib Christi steckt; es wäre ihm sonst übel mitgespielt worden.

Nun, und an jenem Abend ist ihr auch zum erstenmal die Ahnung von der großen Liebe geworden. Als ich geendigt hatte, standen wir lange schweigend und schauten zu, wie ein Lastkahn den Strom hinabtrieb. Am Steuer stand ein Mann und neben ihm, an seine Schulter leicht gelehnt, sein junges Weib mit einem Kindlein auf dem Arm. Sie nickte uns freundlich zu und das Kindlein winkte uns mit dem Händchen, indessen das Auge des Mannes in stiller Zufriedenheit

den Fluß hinabschaute. Drunten kam eine scharfe Krümmung und wartete die Brücke mit ihren Tochen seiner Gewandtheit; das Schiff schwamm aber so ruhig dahin, als sei es eine Schale in der Hand des leidhaftigen Glückes. Die Abendsonne schien darauf und vergoldete Mast und Berdeck, Menschen und Wellen, als sei es des wirklichen Goldes noch nicht genug gewesen.

Wir schauten ihnen nach, bis sie an der Biegung unsern Augen entschwandten. Dann atmete Hartwig tief auf. „Dieses Bild und das andere auf dem Markt!“ sagte sie darauf. „Und auf beiden das gleiche goldige Leuchten; das können sie ihnen nicht nehmen.“

Ich verwunderte mich über diese rasche Sinnesänderung. „So rasch, Hartwig?“ fragte ich.

„Es ist ja so einfach!“ sagte sie unter einem leichten Erröten.

Darauf folgte nun eine selige Zeit. Bis dahin waren wir gute Kameraden gewesen. Von nun an waren wir Liebesleute. Was gewann nicht das Leben für ein anderes Gesicht für uns! Was für Höhen erblickten wir! Welche Abgründe eröffneten sich unsern geschärften Blicken! Und alle Höhe und alle Tiefe mit Menschen bevölkert, mit leidenden, kämpfenden, hassenden und liebenden Menschen. Und auf jeder Stirn der Stempel der Vergänglichkeit, und auf jeder Lat das Zeugnis der Ewigkeit! Sie hassen, kämpfen, beten, leiden, fluchen, weinen, sie schmeicheln, drohen, bitten, zwingen, verschonen — alles, weil sie lieben. Wir sahen keinen, der eine Lat um ihrer selbst willen ausführte. Überall waren wir; überall fanden wir

uns zurecht, weil wir die Zauberleuchte der Liebe mitbrachten; überall waren wir willkommen, weil wir Licht und Wärme um uns her verbreiteten. Und nicht genug an dem. Hartwig fing erst recht noch einmal an, aufzublühen. Ihre Freundinnen konnten sich nicht genug tun, ihr zu beteuern, wie sie immer noch schöner werde; das Bewußtsein, daß die Liebe der Urquell dieses neuen Lenzes sei, gereichte uns wiederum zu neuer Glückseligkeit.

— Der Freund machte eine Pause, während deren er gedankenverloren mit einem halben Lächeln auf dem vergrämten Gesicht vor sich hinsah. Ohne Zweifel wandelte sein Geist auf den Rosenpfaden der Vergangenheit. Wir aber, mein Weib und ich, sahen uns an ihm vorbei bedeutungsvoll an; denn uns — wir danken Gott fortan noch einmal so eifrig dafür — blühen die Rosen so schön als jemals in den ersten Tagen.

Plötzlich kehrte er dann in die Gegenwart zurück, und damit schwand der milde Schein aus seinen Augen. Er leerte sein Glas wieder und fuhr weiter:

Die Pläne, die wir zusammen schmiedeten, so lieblich und paradiesisch wir uns ihre Erfüllung vorstellten, gingen dennoch nie über die Grenzen des für uns Möglichen hinaus. Du guter Gott: ein Pfarrhaus in einem Speessartdorf, eine Kirche mit tausend Seelen, mit drei Glocken und einem wohlgepflegten Kirchhof, und zwischen diesem und dem Pfarrhaus im Pfarrgarten eine Lindenallee, links Gemüse und rechts Blumenbeete: was für bescheidene, winzige Wünsche sind das im Vergleich zu dem ungeheuren Freiland, das ringsherum für Millionen anderer Menschen Raum

bietet für Glück, und das mit Torheit besät wird und Jammer zeitigt. Wir wollten uns lieb behalten unser ganzes Leben lang, weil wir ja gar nicht anders konnten; wir wollten ein lebendiges Zeugnis werden für die süße Botschaft, daß es ein Glück auf der Erde gibt, daß sie nicht durchaus und für ewige Zeiten verflucht ist, daß sie durch Liebe von ihrem Fluch entlastet werden könne.

Nun, wir haben dieses Problem nicht lösen können. Doch sind wir nicht daran, sondern an uns selbst gescheitert. Wir haben das Glück nicht erreicht; dennoch glaube ich daran und Millionen glauben mit mir daran — die es auch nicht erreichen. Und die es am feurigsten ersehnen, erhalten es nicht; sie können nicht schlafen vor Erwartung; im Schlaf aber kommt es. Sie sprechen Tag und Nacht davon; es will aber nicht besprochen sein.

Es war uns alles zu wenig. Wir wünschten in unserm frommen Feuer, mit unserer Liebe vor eine recht starke Probe gestellt zu werden, überzeugt, innig überzeugt, daß keine stark genug sein könne, uns aus den silbernen Steigbügeln zu heben. Die Probe kam und fand uns gerüstet. Wir überstanden den Ansturm, die Folgen aber nicht.

Noch war uns eine Spanne reinen Glücks geschenkt. Wir genossen in vollen, dankbaren Zügen, was Feste, wie Weihnachten, Neujahr und Dreikönige zwei Liebenden von Süßigkeiten und Seligkeiten gewähren können. Mit jedem Tag glaubten wir neuen Raum in unserm Herzen zu gewinnen, und doch ahnten wir

immer noch unendliche Weiten unentdeckten Liebeslandes ein jedes in des andern Wesen.

So verging der Winter, und der Frühling stimmte auf allen Höhen und in allen Gründen seine Harfen. Und mit dem Frühling nahte auch ihr Geburtstag.

Wer über die freudige Unruhe lächelt, die unter den Vorbereitungen zum Geburtsfest seiner Liebsten einen Jüngling in schlafloser Träumerei durch Tage und Nächte hindurchtreibt, der hat noch nie geliebt, und wenn er alle Gärten Aphroditens durchrast hätte. Und was für Vorbereitungen traf ich!

Wenn wir uns im elterlichen Hause trafen, was uns in der Woche zweimal gestattet war, mußten wir uns die Gesellschaft einer Schwester gefallen lassen, und ich muß gestehen, sie tat nicht alles, uns angenehm zu sein. Dafür war uns aber auch ein wöchentlicher Ausgang zu zweien eingeräumt, und an diesen Ausgang knüpfte sich meine festliche Geschäftigkeit. Da hatten wir ein Lieblingsplätzchen auf einem etwas abseits gelegenen Teil des Buchhornhügels, von dem wir auf die Landstraße hinab, auf die Stadt und weit hinauf und hinunter in die Stromebene sahen wie in ein aufgeschlagenes Bilderbuch. Da hinauf schleppte ich Balken und Bretter zusammen, um uns ein Lusthüttchen zu errichten. Ich zog ein Gärtchen herum, worin ich Primeln und Bergißmeinnicht säte, und Binden und Kapuziner zog, die die Aufgabe hatten, die Wände des Hüttchens zu bekleiden, bis die Jungfernerbe und der Efeu nachgewachsen wäre. Des Waldhüters Zuneigung gewann ich mit ein paar Krügen Rheinwein, womit ich die Fortexistenz meiner An-

siedlung gesichert wußte. Von dem Keller, den ich anlegte, sagte ich aber dem Moosbart nichts, den hütete ich lieber selber.

Und dann kam der Tag; ich sage: er kam, denn ich war lange vor ihm zur Stelle. Ich arbeitete mich müde der Sonne entgegen durch den Nebel. Ich watete durch die taunassen Wiesen und pflückte Blumen, das Hüttchen zu schmücken. Und was ging mir nicht alles durch den Kopf, während ich die Türe mit Maien zierte und selbst die untere Schwelle mit Blumen völlig überdeckte. Um und um war die Türe mit Blumen überzogen, des gemalten Willkommen=Spruches gar nicht zu gedenken. Und als ich fertig war, warf ich mich vor der Türe aufs Moos, schaute an den Himmel hinauf, das Thal hinab und hinauf, und riet hin und her, wo, in welcher Himmelsgegend unser Paradies unseres Einzuges harre. Ich erriet es aber nicht.

Als es Mittag läutete, begab ich mich auf den Heimweg; auf meinem Stübchen wartete eine Überraschung meiner. Mein Oheim schrieb mir, wenn ich mein Examen vollbracht haben werde, so solle ich ohne weiteres meinen Stab nehmen und nach dem Spessart wandern. Er könne eben einen jungen Gehilfen brauchen, und für zweie werde sich auch Raum finden in dem großen Pfarrhaus.

Das war nicht anders, als wenn ein Schuß aufblitzt aus einem Geschützrohr; nur daß es nachher hell blieb und der Knall von meinem Kopf herrührte; denn ich hatte einen Luftsprung gemacht und war von einem Balken an der Decke verhindert worden, übers Dach hinauszufliegen. Ja, lacht nur, muß ich doch

selber noch hin und wieder über den Liberius von damals lachen. — Ich kann mich nicht darauf verschwören, daß ich den Brei wirklich mit dem Löffel und die Klöße mit der Gabel gegessen habe. Nur daß weiß ich sicher, daß ich meiner Liebsten gleich im Hausflur einen gewaltigen Geburtstagskuß gab. Vom Brief sagte ich aber noch nichts.

Und dann traten wir unsern Ausgang an. Zum Buchhorn-Lor hinaus ging's, eine Weile am Strom entlang, dann von ihm weg durch die Neben hinauf und in den Wald. Und im Wald mußte sie sich's gefallen lassen, daß ich ihr die Augen verband; doch ging mir ihre Hilflosigkeit so zu Herzen, daß es mich alle Anstrengung kostete, meine Absicht durchzuführen.

Vor dem Hüttchen angelangt, stellte ich sie mit dem Angesicht gegen das Thal. „Jetzt will ich dir die Heilskraft der Küsse beweisen,“ sagte ich dann. „Werde sehend!“ rief ich, und nahm ihr unter einem Kuß die Binde weg.

Sie hatte allerdings etwas Besonderes zu sehen vermeint; nun, als ihr nur der längstbekannte Ausblick ins Thal ward, schaute sie mich etwas verwundert an. „Deshalb?“

„Nun, ist das nichts?“ fragte ich. „Wolltest du dich getrauen, etwas Schöneres zu machen?“

„Das nicht,“ sagte sie zögernd, „aber —“

„Wer kommt denn da hinten,“ fragte ich nun, indem ich zurückblühte; und als sie mir gleichtat, entfuhr ihr ein heller Ruf der Überraschung. „Deshalb?“ rief sie nun noch einmal. „Deshalb? O du!“ Damit fiel sie mir um den Hals. Und in dieser Stellung besah

sie sich fürs erste über meine Schulter hinweg das Sommerhäuschen mit allem, was drum und dran war. Dabei wußte sie kein Ende mit Fragen, wie ich das gemacht habe, und wann und mit wessen Hilfe. Dazwischen tätschelte sie mir nach ihrer Art die Wangen und merkte nicht, daß in ihrer Freude diese Liebkosungen an Stärke Backpfeifen gleich kamen.

— Ich, Flavian, muß hier dazwischen sagen, daß, während der Freund so erzählte, der alte Liberius wieder aus seinem blassen Gesicht herauszuschauen begann. —

Dann traten wir in das Häuschen ein, nicht ohne es mit drei Küßen zu weihen. Ich öffnete meinen Keller, dem ich eine Flasche Moselwein nebst zwei Gläsern entnahm, und leerte mit Hartwig das erste Glas auf das Pfarrhaus im Spessart. „Denn,“ sagte ich, „ich habe keine Ahnung, als werde etwas daraus. Ich habe davon geträumt, ja, so lebhaft geträumt, daß es notwendig Wirklichkeit sein muß. Ja, da ist auch der Brief, von dem mir träumte — ich nahm ihn hervor —; laß doch sehen, ob daselbe drinnen steht, dessen ich mich noch vom Träumen her erinnere.“ Und dann begann ich zu lesen.

Als ich ausgelesen hatte und sie ansah, saß sie bleich und bewegungslos vor mir. Doch schon flutete ihr die Röthe ins Gesicht zurück, und dann riß sie mich so heftig in die Arme, daß ich bei schwächerer Konstitution wohl Ursache gehabt hätte, Weh zu rufen; so groß war ihre freudige Erregung.

Was waren wir glücklich! Was schwagten wir nicht alles! Und was für Ahnungen waren das, die uns mit Gottes lichtvoller Schöpfung verbanden.

Über uns rauschte der Wald. Die Vögel zwitscherten. Ein Trupp junger Scholaren zog singend die Straße herauf der Stadt zu. Ein Schiff mit einem Fähnlein landgräflicher Kriegsknechte fuhr den Fluß hinab und das Banner flackerte wie ein Feuerflämmchen im Frühlingswind. Gottes Odem selber säufelte das Thal hinauf und hinunter, und mir war, ich müsse jetzt seine Augen durchs Gezweige auf uns herab schauen sehen.

Trotz alledem kamen wir an jenem Abend zur festgesetzten guten Tageszeit nach Hause. Der Respekt vor dem gestrengen Vater war unserer Liebe immerdar noch ebenbürtig. Er war es zufrieden, daß wir ihm ein Sträußlein Schlüsselblumen mitbrachten, und war es auch zufrieden, als ich ihm von der Pfarre im Speffart sagte. „Das ist wenigstens ein Nest,“ meinte er, „für euch verliebte Vögel. Für Ähngung wird der Alte so lange sorgen, bis auch der Futterplatz nachgewachsen ist.“ Es war ein herrlicher Mann und ich glaubte, er mochte mich noch lieber, als er sich's anmerken ließ. Solange es mit einem Schein von Wohlgehörigkeit geschehen konnte, leistete er uns allen Vorschub; aber der Sitte, dem Brauch und seiner Reputation vergab er nichts. Das war die Grenze seines Wesens und Tuns; außerhalb derselben war für ihn das Nichts.

Zwei Tage darauf — es war mein Besuchstag —, als ich ins Haus trat, kam mir nicht wie sonst Hartwig im Hausflur entgegen. Ich dachte, sie habe ein Geschäft, und trat in die Wohnstube; sie war leer. Die Küche war leer. Das ganze Haus schien leer. Im

Garten aber konnten sie nicht sein, denn es regnete. Ich stieg nach des Bauherrn Zeichenstube hinauf; drinnen ging er mit schweren Schritten auf und ab; die Türe aber war verschlossen. Ich stand ratlos. Da vernahm ich plötzlich die langgezogenen Töne eines jammervollen Weinens. Es war von jenem Weinen, das einem sofort das Herz zittern und die Haut schaudern macht. Jetzt wußte ich, daß etwas vorgefallen war. Im Zeichenzimmer hörte ich den Bauherrn sich in seinen Sessel werfen. Darauf ward es eine Totenstille im Haus; nur das trostlose Weinen klang immerfort durch die Korridore.

Aber wie ich stand und meine Gedanken zusammensuchte, überlegend, ob über uns oder über jemand anders da droben geweint werde, legte sich plötzlich eine kalte Hand in die meine. Und als ich erschrocken herumfuhr, schaute ich in ein bleiches Gesicht. Es war Hartwig, und sie zog mich mit sich die Treppe hinab. Das Weinen aber dauerte fort.

Und im Wohnzimmer blieb sie vor mir stehen; und während sie an mir vorbei ins Leere sah, sagte sie aus einer zweiten, innerlichen Leere heraus: „Wir können uns nicht heiraten, Liberius!“ Dann blieb sie stecken.

Mir wurde ganz einfältig vor Schreck. „So?“ erwiderte ich. „Wer sagt das?“ Und da arbeitete sich das Elend aus ihrer Brust herauf; ich sah die Stöße, die es ihr gab, daß sie allen Halt verlor. Als ich sie aber in die Arme nehmen wollte, wehrte sie mich ab und sank auf einen Stuhl. Sie drückte das Weinen hinab; drum war es auch nur ihre Kehle, die das

Folgende sprach: „Meine Schwester bekommt den Strohkrantz, und ein Pfarrer kann keine Frau haben, deren Schwester am Pranger gestanden hat. Ach Gott! Die Schande! Die Schande!“

Da stand ich, wie vor den Kopf geschlagen. Von der Schande spürte ich nichts; aber der Ton ihrer Stimme tat mir weh; ihr kalt ins Leere gerichtetes Auge tat mir weh, ihr bitter zusammengezogener Mund tat mir weh, am wehesten aber tat mir, daß sie meine Liebe abwehrte. „Der Vater sagt, sie dürfe ihm nicht mehr ins Haus kommen, und ich — ich mag sie auch nicht mehr sehen. Das — das hat sie uns beiden zuleide getan.“

Sie wußte nicht, was sie sagte, und das letzte Wort war nur ein Rotschrei gewesen vor dem Gewässer des Jammers, das nun doch mit Gewalt aus ihrer Seele heraufdrang und aus ihren Augen strömte. Ich fiel auf die Knie neben ihr; sie schlug ihre Arme um meinen Hals und drückte mich mit der ganzen Last ihres Schmerzes auf ihren Schoß nieder; und so, ihr Gesicht auf meinen Nacken, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf. Ihre Tränen rannen über meinen Hals herab in ihren Schoß und vermischten sich dort irgendwo mit den meinigen.

Und dann kamen wir doch miteinander zur Überzeugung, daß wir nicht voneinander lassen konnten und daß wir uns eben dennoch heiraten würden. Und wie Weilchen im Tau, so fanden wir tränennasse Hoffnungen die Fülle am Wege. Durch des Vaters Ansehen konnte die öffentliche Schande leicht verhütet werden; ja bei seinem Reichthum — der unselige

Glückliche war ein armer, aber schmucker Handlungs-
geselle — konnten die beiden ausgestattet und als
Eheleute zusammengegeben werden, noch ehe über-
haupt das Geschrei über sie gehen durfte. Und wenn
auch das Argste geschah: wir blieben uns treu und wir
retteten unsere Liebe unverfehrt durch alles hindurch.
Als ich diesen Abend von ihr ging, vermochte sie schon
wieder ein wenig zu lächeln.

O, daß ich hätte bei ihr bleiben können, bis sie ihren
Kampf ausgekämpft hatte! Wie nötig hätten wir
einander gehabt in dieser Zeit, und wie litt ich an den
Schranken, die der Vater unserm Verkehr gesetzt hatte
und auch jetzt nicht durchbrechen ließ. Aber ich will
ihn nicht verklagen; es tut ein jeder nach seiner Art;
doch ist eine Art nicht zu allen Zeiten gut.

Als ich nach drei Tagen wieder ins Haus trat, ging
alles seinen alten Gang. Nur die Lichter hatte man
ausgelöscht; die vier Augen, die noch im Haus waren,
blickten düster in den Sonnenschein hinein, der uns
Haus her im jungen Grün spielte. Ich setzte mich be-
drückt in einen Winkel. Umsonst lauschte ich auf den
Namen der Unglücklichen; man sprach vom Wetter,
von Geschäften, von den Kriegsrüstungen des Land-
grafen gegen den Kaiser, und von meinem Examen.
Ich fürchtete, man möchte in diesem Ton auch von
meinem Pfarrhaus im Speffart und von unserer
Zukunft sprechen, und verabschiedete mich lieber vor
der Zeit, mit einem Stachel im Herzen. Ich war
tief bekümmert, denn ich merkte, daß die Unglückliche
nicht mehr leben sollte im Andenken ihrer Familie.
Man wollte sie totschweigen.

Zu Hause angekommen, setzte ich mich auf meinen Stuhl und blieb die ganze Nacht hindurch darauf sitzen unter heftigem Nachdenken. Ich wollte mit mir ins Klare kommen über diese Erscheinungen in Auge und Herz meiner Liebsten und über die Mittel, das Eis wieder aufzutauen. Ich fand aber keins, als etwa eine Art, es einzuschlagen.

In dieser Stimmung traf mich eine Botschaft der Verstorbenen. Sie bat mich — und es hätte nicht ihrer Beschwörung bedurft —, zu ihr zu kommen. Ich fand sie ziemlich gefaßt, wenn auch etwas bleich und verängstigt. Sie hatte bei der alten Putzfrau des Hauses Aufnahme gefunden; ihr Liebster war bei ihr, zog sich aber zurück, als ich ihm vorgestellt war, um uns allein zu lassen.

Ihre Dankbarkeit über mein Erscheinen rührte mich fast zu Tränen. Eine ähnliche Bitte an die Schwester war von dieser unerfüllt geblieben. Sophie wollte am nächsten Tag mit ihrem Liebsten abreisen. Sie hatten miteinander ihr Geschick mutig in die Hände genommen, gedachten, in der Stille sich zusammengeben zu lassen und dann einen Hausierhandel miteinander anzufangen. Er traute sich die Fähigkeit zu, durch die Jahre sich hinaufzuschaffen und dann irgendwo ein ruhiges Krämergeschäftchen einzurichten, von welchem er wiederum einen sichern Weg zum Großladen führen sah. Am Ende war, so meinten die beiden, dieser Vorfall eben zu ihrem Glück gemacht; nur ihre Schwester wollte Sophie gerne noch einmal sehen und dann herzlich der Zukunft entgegenstreiten.

Ich sagte ihr meine Fürbitte bei der Schwester zu, ja, ich ging im Vertrauen auf meine Geliebte weiter und versprach ihr aufs gewisseste, bei Anbruch der Nacht mit Hartwig bei ihr zu erscheinen. Dann ging ich, meine Geliebte aufzusuchen.

Ich traf sie allein. Sie nähte an ihrer Aussteuer und schien in friedlicher Stimmung zu sein. So wagte ich es denn und sagte leise: „Deine Schwester läßt dich grüßen.“ Sie schaute überrascht zu mir auf, doch nur den Teil eines Augenblickes; dann senkte sie ihr Gesicht auf ihre Arbeit und nähte schweigend weiter. Ich wartete eine Weile auf Antwort, aber umsonst. Da nahm ich ihr ihre Näherei aus den Händen, daß sie mich müßig anhören mußte. Ich erzählte ihr, wie ich Sophie gefunden, was ich gesagt und gewünscht habe und was sie zu tun gesonnen sei. Zum Schluß vereinigte ich meine Bitten mit denen der Schwester.

Es war aber umsonst. Sie schüttelte nur den Kopf, als ich geendigt hatte, und griff wieder nach ihrer Arbeit. Ich drängte ihr die Hand zurück; dabei fühlte ich, wie der Zorn sich in mir zu regen begann. „Du willst nicht?“ sagte ich. „Du willst nicht?“ Sie schüttelte wieder den Kopf. „Nein.“ „Warum nicht? Was hat sie dir zuleide getan? Oder hat Dir's der Vater verboten?“ Da sah sie mich mit ruhiger Bitte in den Augen an. Der Vater, ja. Aber auch sonst. Wenn sie je würdig bleiben könne, die Frau eines Predigers zu werden, so geschehe es doch allein dadurch, daß sie sich von aller Gemeinschaft mit der Sünderin rein halte. „Gib mir mein Nähzeug wieder!“ setzte sie dann freundlich hinzu.

Warum weiß man oft im richtigen Augenblick auf ein einfaches Wort kein einfaches Widerwort zu finden, wo man sonst über gelehrte Nichtigkeiten stundenlange scharfgeistige Vorträge zu halten versteht? Ich konnte nicht mehr länger an mich halten; der Zorn bemeisterte mich, der aus der Angst geboren ist. „Keinen Stich sollst du an deiner Aussteuer weiter tun,“ rief ich, „ehe du deine Schwester gesprochen hast, und sollten fünfzig Jahre darüber hingehen. Muß mir nicht vor deines Herzens Härte grauen? Muß ich nicht besorgen, daß mir einmal dasselbe lieblose Gericht von dir zuteil werden wird, wenn mir etwas Menschliches widerfahren sollte? Und wessen sollen sich die Pfarrkinder von einem solchen eifrigen Sinn versehen? Bist du zum Weib eines Seelsorgers oder eines Nachrichters erkoren? Nicht Hartwig, sondern Hartherz solltest du heißen. Wirfst du deine Schwester sehen oder nicht?“

Sie verstand mich nicht; wie konnte sie auch. „Es geht nicht,“ sagte sie; und als ich noch einmal aufbrausen wollte, sah sie mich wieder mit der ruhigen Bitte im Auge an: „Du verstehst und begreifst das nicht, dessen ich mich zu erwehren habe. Ich kann nicht anders. Ich habe nichts dagegen, wenn es ihr fürderhin gut geht; aber sehen kann ich sie nicht.“

So gingen wir voneinander, und es hatte sich eine Kluft zwischen uns aufgetan. Mein ganzes Gefühl empörte sich gegen die Härte, die im Verhalten von Vater und Tochter zum Ausdruck zu kommen schien. Je mehr ich für die Unglückliche Partei nehmen mußte, desto heftiger empfand ich meines Herzens Widerwillen gegen jene andern; und der Jammer, den ich

mit meiner traurigen Botschaft im Häuschen an der Mauer verursachte, weinte mir die Überzeugung wach, daß wir unter solchen Umständen nicht mehr länger zusammen bleiben könnten.

Ich habe in meinem Leben noch nie weniger vernünftelt und geflügelt als in jener Zeit. Alles war Gefühl und Unmittelbarkeit, was sich in mir durcheinander wälzte, alles war Notwendigkeit, was als Entschluß an den Tag trat. Wenn ich auch wirklich von einem Irrtum aus meinen Weg genommen habe, so bin ich in meinen allerbittersten Schlüssen doch mir selber treu geblieben.

Es kam unser Ausgehtag; aber ich war noch nicht mit mir einig. Ja, ich lag tiefer in Widerstreit mit mir selbst als je zuvor. Ein Zweifel riß mich in den andern hinein; weil ich die Religion für das Verhalten von Vater und Tochter verantwortlich machte, sprach ich ihr mit einem bitterm Hohnlachen ihre gepriesene Wahrheit ab. Von da war es nicht mehr weit, daß ich Christus das Kreuz aus der Hand riß und selbst Gott an den Bart ging. Es machte kaum Eindruck auf mich, daß mir endlich Hartwig den Ring zurücksandte; wenn ich aber bei klarem Verstand gewesen wäre, so hätte ich nicht auf die gleiche Weise geantwortet.

Daß ich's nur kurz mache. Als ich keine Liebste, keine Religion, keinen Gott und keine Zukunft mehr hatte, nichts als Hartwigs Klinglein, schrieb ich meinem Oheim ab und nahm des Landgrafen Dienste gegen den Kaiser. Und bald darauf fuhr ich mit einem Schiff

unter einem blutroten Fähnlein den Fluß hinab. Ich hätte können Feldprediger werden; aber ich schlug es aus; ich hatte alle Theologie abgeschworen.

Als wir unter dem Buchhorn vorbeifuhren, vermied ich's aufzusehen. Es nützte mir aber nichts, nur um so deutlicher sah ich die Hütte vor meinem innern Auge — das kann man nicht nach Belieben schließen —, und noch mehr, was ich in Wirklichkeit wohl nicht gesehen hätte: sie selber in der blumenbekränzten Thür stehen; aber die Blumen waren welk und ihr Gesicht bleich vor Kummer. All die Jahre seither konnte ich's nicht aus dem Sinn bringen; am Ende verhielt sich's in Wahrheit so. Und wenn ich's recht überlege, so war's just an unserm Ausgehtag. — —

— Liberius schien hier abbrechen zu wollen. Ich war aber noch nicht ganz zufrieden. „Und nun?“ fragte ich daher, nachdem ich ihn ein wenig seinen Gedanken überlassen hatte. „Was jetzt?“

„Und nun?“ wiederholte er. „Ach so, der Herr Ratschreiber denkt an die Ausweispapiere. Nun ich — er ward sogleich wieder ernst — ich gedenke das Licht leuchten zu lassen, das mir die Jahre her aufgegangen ist. So weit vom Wege abgekommen bin ich nicht im Krieg, daß ich nicht nach einem Jahr mein Examen bestehen könnte. Ich werde die Universität wieder beziehen, um sie nimmer zu verlassen. Eine hohe Protection sichert mir den Lehrstuhl; dann wirst du wohl weiteres von mir vernehmen.“

Wiederum war ich nicht ganz ins Genügen gestellt, getraute mir aber nicht recht mit der Frage heraus. Doch merkte er wohl, was ich noch zu wissen begehrte.

„Was sonst noch ist,“ fügte er leise hinzu, „das muß ich erwarten. Was Wild und Gevögel von meinem Gärtchen übrig gelassen haben, wird mir ja wohl nicht verwehrt werden.“

Am andern Morgen zog er dann seines Weges weiter.

Uns ist in Anknüpfung an seine Geschichte manches treffliche Bemerknis beigekommen; aber da war er schon fort. Indessen scheint mir, als hätte auch er selber seine schwere Lehre daraus gezogen. Obgleich ich fürchte, es wird ein unfröhlicher Lehrer werden nun.

Man braucht im alten Buch nicht weit zu blättern, um wieder auf den Namen Liberius zu stoßen. Folgendes wird an jener Stelle weiter von unserm und dem Freund meines Urgroßvaters erzählt.

— War ich von meiner Stadt mit einem Bittgesuch an die landgräfliche Kanzlei gesendet. Infolgen uns während des Landgrafen Gefangenschaft beim Kaiser die Wildsäue in Menge in Rehberge und Acker gefallen waren, tat uns eine Hohe Vermittlung sehr not und erhofften wir von Derselben Eingreifen Linderung und Rettung.

Als ich nun mein Gesuch angebracht und die Versicherung baldiger Hilfeleistung entgegengenommen hatte, suchte ich meinen Bruder Professor auf, um etwas über Liberius zu vernehmen.

Mein Bruder antwortete mir auf meine Nachfrage mit Bedacht: „Du fragst nach dem Studioso Liberius. Um dir zu Neigung zu sein mit einer kurzen Antwort:

Du bist gleichzeitig zu früh, zur rechten Zeit und zu spät gekommen." Und als ich ihn um die Lösung dieses Rätsels bat, ließ er folgende Erklärung von sich: „Zu früh bist du gekommen, um ihn gerade mit dir zu nehmen, denn du bist zur rechten Zeit gekommen, ihm in der elendsten Verfassung im Kerker nichts nützen zu können; daraus erhellt, daß du zu spät gekommen bist, ihn vor einer gefährlichen Torheit und Aufrührerei zu bewahren. Man sagt, er habe mit den Präpsten gehadert um eine vordem lutherische Jungfrau, die seitdem den Schleier genommen hat. Er beschuldigte die frommen Herren der Erbschleicherei, und es sei zwischen ihnen zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, in deren Verlauf er sich entsetzlicher Lasterungen gegen Gott, Christum, seine Kirche und deren Diener schuldig gemacht habe. Da haben sie ihn gegriffen und an seiner Zunge gestraft, daß er nicht mehr „Christus“ soll sagen können. Wenn du mächtige Freunde mit großen Mänteln in dieser Stadt hast, so kannst du ihn vielleicht besuchen. Hast du das nicht, so warte ab, ob er von selber an deine Türe pochen wird, wenn sich ihm das Kerkertor wieder geöffnet hat.“

Ich muß bekennen, daß mir die Knie gezittert haben bei diesen Eröffnungen, so ist mir der Schreck ins Gebein gefahren. Und leider ist alles wahr, was ich dort vernommen habe.

Der Baumeister, Hartwigs Vater, ist gestorben, an gebrochenem Herzen, wie sie sagen. Wahrscheinlich hat ihm sein versteinertes Herz die feinen Lebensfäden abgedrückt, daß er nicht weiter leben konnte.

Nun ist es aber nicht Liberius allein, der behauptet, daß Hartwig um ihres Vermögens willen allsolange bestrickt und betört worden sei, bis sie alle Hoffnung auf Liberius aufgegeben und den Schleier genommen habe.

Einer Waise soll sie jedoch gesagt haben, es sei ihr nicht darum zu tun, den Glauben zu wechseln; denn sie werde nachher dieselbe bleiben, die sie vordem gewesen sei. Es verlange sie allein, wohl zu tun und Liebe zu üben; für sich habe sie ausgeweint, nun wolle sie andern dabei helfen.

Und darob hat er dann also alle Klugheit und Mäßigung vergessen und ist mit bloßen Händen mit dem Dornbusch fechten gegangen. Daß sich Gott seiner erbarme!

Eine größere Periode hindurch forschet der Leser nun umsonst in dem alten Buch nach Liberius' weiteren Schicksalen. Es steht viel darin von mächtigen Stürmen in der Geisterwelt, von neuen Richtungspunkten für die Menschheit, von Mißverständnissen und Gewalttaten, und nicht zuletzt auch von Waffenklingen und Schlachtgetöse. Mitten drin aber, da wo man es am wenigsten erwartet, wird uns wieder eine Nachricht von dem Verschollenen. —

Ich habe zu einer bösen Zeit die Schlüssel der Stadt überkommen. Seit die deutschen protestantischen Fürsten ihre Sache an den Kaiser verloren haben und unser Landgraf gefangen ist, will alles drunter und drüber gehen in unserm Land. Es vergeht auch kaum eine Woche, daß ich nicht Einen nach dem Galgen-

hügel muß abführen lassen; doch sind es Gott sei Dank meist nicht Bürger hiesiger Stadt.

Und gestern — aber ich will getreu nach dem Hergang berichten. Da waren plötzlich wieder einmal die Straßen voll Auflaufs — will aber noch nicht glauben, daß es Aufruhr gewesen sei, weiß auch nicht, wo die Bewegung ihren Anfang genommen hat. Wie ich hinzueilte, war es auch schon in der Hauptsache vorbei. Einige Verwundete lagen auf dem Marktplatz umher, dort einer und dort einer, und bei jedem kniete im schwarzen Gewand eine barmherzige Samariterin. Sie sollen mir diese Jungfrauen nicht mehr beschreiben.

Und wie ich zur ersten Gruppe trete, so fährt mir ein Schlag durchs Herz. Liberius ist der Wunde und Hartwig die Samariterin. Sie kennen mich auch beide. Er lächelt, und seine Augen haben einen glücklichen Glanz, wie er mir die Linke reicht, die Rechte liegt zerschlagen neben ihm. Und dann tut er den Mund auf und spricht. Es ist nicht wahr, was sie von der Strafe an seiner Zunge gesagt haben.

„Es wird alles glatt und alle Rechnungen gehen auf,“ lächelt er. „Bin ich in Ungelegenheiten gekommen, weil ich die Pfaffen ein wenig geschmäht, so geschieht mir jetzt ein Ähnliches, weil ich ihnen ihre Jungfrauen herausgehauen habe. Das Gesindel weiß keine Grenze und der Landgraf ließe sie alle in den Turm stecken, wenn er da wäre. Nun ist auch meine Hartwig dabei gewesen; so freut's mich doppelt.“

Soeben wollte ich anordnen, daß der Verwundete in mein Haus getragen werde, als ein Mann daher-
gelaufen kam und nach rückwärts zwei andern zurief:

„Hieher! Hieher!“ Als er mich erkannte, zog er die Kappe und sagte, der da sei sein sozusagen Schwager und habe in seinem Hause Quartier; sei es ihm mit ganzen Knochen recht gewesen, so müsse es ihm mit den zerschlagenen vollends billig erscheinen. Und von Liberius erfuhr ich dann, daß der junge Kaufmann niemand anders war als der Gesell, um dessen willen seinerzeit Hartwigs Schwester das väterliche Haus hatte verlassen müssen.

„Das sind Gottes Wege,“ sagte ich, „nehmt ihn hin. Ist er um euch vielfach wund geworden, so mögt ihr ihn billig heilen.“

Als ich von meinen Pflichten erfüllt hatte, was für jetzt zu tun war, eilte ich nach der Leuengasse, wo ich sie alle vier versammelt fand. Der Geist des Bauherrn wird wohl auch bei ihnen gewesen sein. Soeben steckte der Wundarzt seine Instrumente ein und entfernte sich, und Liberius, der trotz allem noch sehr frisch in die Welt schaute, begann nun zu erzählen. Anfänglich nachholenderweise ausschließlich zu seiner Hartwig, und erst von dem Pröpstehandel an bekamen wir andern auch was ab. Er berichtete, wie er mit dem Landgrafen gegen den Kaiser gefochten hatte, wie alles verloren gegangen, wie jener in des Kaisers Gefangenschaft geraten war, und wie er selbst dann, zurückgekehrt, finden mußte, daß auch von seinen eigenen bescheidenen Hoffnungen nicht die kleinste mehr auf Erfüllung rechnen konnte. Die Verhältnisse hatten sich geändert, seine Protektionen galten nichts mehr, und Hartwig war ihm verloren. Nun schlug er abermals sein Leben in den Wind, diesmal mit den

Pröpsten. Daß die Herren noch so glimpflich mit ihm verfahren, verdankte er seiner dreisten Zunge und seinen schlagfertigen Antworten. Aus einer längeren Gefangenhaltung entlassen, begann er dann mit größerer Klugheit Nachforschungen nach Hartwig anzustellen; denn er war entschlossen, sofern sie sich's nur nicht gerade verbat, sie zu entführen. Den Gedanken konnte er nicht ertragen, daß sie den Pfäfflein zur gottseligen Augenweide in der schwarzen Gewandung herumspaziere.

So führte ihn die Spur hierher. Zuerst stieß er auf das Krämerneß mit den beiden alten und den drei jungen Krähen darin. Sie haben ihm aber nicht die Augen ausgehackt, oder denn nur fast, und vor Freude. „Jetzt bin ich,“ so schloß er seinen Bericht, „noch keinen halben Tag in der Stadt, so haben sich meine Vermögensumstände abermals erklecklich geändert. Ich bin nun hier um eine Hand ärmer und dort um zwei reicher geworden.“

Hartwig saß neben seinem Lager. Er sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Woran lag es auch, Hartwig, daß wir solche Torheiten begingen? Wie konnten wir uns so weh tun? Was fehlte unserer Liebe?“

Sie schaute ihn unter lautlosem Weinen an.

„Ein wenig Geduld, Liberius,“ sagte sie dazu. „Ein bißchen Nachsicht mit des andern Mühseligkeit.“

Und als er nachdenklich vor sich hinsah, fügte sie leise hinzu: „Du hast mir ja wohl gesagt, daß ich es so nicht recht mache, nicht aber, warum, und wie ich es anders angreifen solle. Inzwischen habe ich's

allerdings von selbst gelernt. Aber die Schule war bitter."

"Ja, ja, der Lehrer hat ein Einsehen gehabt. Ich glaube, wir haben ein Spiel gemacht aus unsrer Lektion," entgegnete er ernst. Dann sah er mich an und sagte mit schmerzlichem Lächeln: „Wenn der Herr Bürgermeister etwa nach meinem Paß fragen wollten: ich habe diesmal keinen."

Daran hatte ich nun aber nicht gedacht. Doch erwiderte ich, daß ich ihm dann wohl einen solchen ausstellen müsse, wenn er wieder wohllauf sei. Ja, ich wußte ihm sogar schon halbwegs eine Unterkunft.

Es war aber unnötig, daran zu denken. Noch in der Nacht setzte das Wundfieber ein bei ihm, welchem er auch bald genug erlag.

Wenige Stunden vor seinem Tod stand ich noch einmal an seinem Bette. Sophie saß ihm zu Häupten und besorgte seine kalten Umschläge. Er starrte mich aus weitaufgerissenen Augen an, kannte mich aber nicht.

"Ja, der Herr Teufel," sagte er zu mir. „Meine Liebste hat sich einen Bart wachsen lassen, ich hab' sie aber doch erkannt, und sollte nun dich nicht kennen? Da kommen sie, einer um den andern, und fragen, ob ich sie kenne. Ei gewiß kenn' ich dich, Oheim. Du meinst, wegen des Pfarrhauses im Spessart? Ja schau, ich muß zuerst meine Liebste holen; sie sitzt im Hüttchen auf dem Buchhorn und hat sich mit meinem Wein — weißt du? Und der Förster steht vor der Thür — laß meine Hand los, sag' ich dir — und will sie nicht herauslassen. Laß mich los, dem muß ich —! Ei du verfluchter Kerl! O weh! Meine Hand! Ich will dir's

aber in der Predigt schon bemerken. Ich weiß nicht, ich hab' noch immer einen Ruß zugut. Ja, wenn meine Liebste noch lebte. Aber ich kann doch nicht vorher sterben?"

Indem trat Hartwig herein und ich sagte ihr von dem Ruß.

„Ja,“ sagte sie mit trübem Lächeln, „das ist der alte Schelm; so hat er früher auch immer gesagt.“

Dann legte sie ihr kühles Nonnenmündchen auf seine heißen Lippen.

„Es ist ein Sterbender,“ sagte sie zu mir. „Ich gebe jedem Sterbenden zu trinken. Nur hängt der da an einem sondern Becherlein.“ — —

Am Abend wuschen sie dann schon seine Leiche.

Und einen sonderbaren Leichenzug hatte er. Sein sozusagen Schwager, ich und die dankbaren Samaritanerinnen, das war die Begleitung.

Gott gebe ihm eine selige Urständ!